Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 8

Artikel: Lappische Humoreske...: Wie Matti Aiko zu seinem Kuss kam

Autor: Alboth, Herbert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637886

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lappische Humoreske

Wie Matti Aito zu seinem Ruß tam.

Von Herbert Alboth

Es ift nun fo, daß ich Lappe bin. Ich verbrachte meine Jugend im Lappendorf Karasjok, hoch oben in den Finnmarken, da es zu meiner Zeit keine anderen Norweger als den Pfarrherrn und den Lensmann gab. Wir konnten praktisch gesprochen fein Wort norwegisch dort oben.

Ich war wohl dreizehn, vierzehn Jahre, als dies geschah, was ich jetzt erzählen will. Ich habe mich in ein norwegisches Mädchen verliebt, dem Dienstmädchen des Pfarrherrn, ein herrlich großes, blondes und fettes Mädchen. Sie brachte meine Augen zum Glänzen und mein bleiches Gesicht zum Glüben fie verwandelte mein vierzehnjähriges Berg in eine Räuber-

Sie hieß Oline. Ich mar vorher ichon ein wenig verliebt gewesen; doch Oline war die erste, die meine Gedanken um einen Ruß freisen ließen. Großer Gott, wie mar fie rein und

Ich half ihr beim Mangeln der Wäsche. Ich schaute mich verrückt an ihrem Mund. Doch da war etwas, das hieß Unterhaltung und Konversation in dieser Welt, es ist ja so etwas, das einleitet, besser gesagt das Borläufige macht — damit etwas grünen kann, braucht es ja immer Erde, Sonne und Regen . . .

Doch ich konnte nicht norwegisch, und Oline konnte nicht lappisch. So standen wir und mangelten mit allen Kräften Kleiber, ohne auch nur ein Wort zu wechseln. "Wie wäre es, wenn du etwas lächeln würdest", sagte ich zu mir selbst. Doch da be= gann ich schon einzusehen, daß ich ein jämmerlich schlechter Ravalier sein mußte, und eine vierzehnjährige Unschuld ist kein welterfahrener Matrose, der auf norwegisch mit den herrlichsten Wendungen auf chinesisch und spanisch kommen kann, so daß die Mädchen in China genau so verständnisvoll lächeln, wie die Mädchen in Bergen und hammerfest.

Nein, da war nicht die Spur von einem Lächeln aufzutreiben; doch mein Gesicht murde so steif und verzogen, daß Oline glauben mußte, ich hätte Zahnschmerzen.

So lächelte Oline. Doch fie lächelte fo fromm und unschuldig daß es ihr bestimmt fern liegen mußte, in mir diesen Bedanken zu vermuten.

Ich schämte mich über meine beidnischen Gedanken. Ich schämte mich schrecklich. Doch ein Kuß ist immer noch ein Kuß: eines kleinen himmelreiches heimlichkeit, für den, der noch nie eine geliebte Oline gefüßt hat. Trot allem konnte ich meinen Rußplan nicht aufgeben. Geschieht es nicht heute, so mag es morgen geschehen, einmal muß es geschehen.

Was die Sprache anging, war ich nun doch nicht so ganz ratlos. Ich hatte wirklich einige norwegische Brocken gelernt. Ich wußte unter anderem, daß "han" einen Mann bedeutet, und "bun" eine Frau. Nach einer kleinen Pause sagte ich in flingendem Norwegisch:

"Du bist sie, und ich bin er."

Da lächelte Oline. Doch ich lächelte nicht. Ich hatte nicht den Berdacht, daß sie mich narren wollte, Oline hatte eine Goldseele. Ich aber verstand, daß ich unwillfürlich etwas verrücktes gesagt haben mußte, aus dem nie eine Ronversation entstehen fonnte. Mit meiner Aussage wollte ich nur zeigen, daß ich des Norwe= gischen nicht so ganz untundig war, ich wollte mich hervortun.

Mein, Oline nahm fich deffen an und fagte gang ernft:

"Ja, das ist richtig. Du tannst ja Norwegisch." Ja, Gott segne Oline. Sie hatte eine Seele von Gold.

Endlich fand ich die Anleitung, ihr näher zu kommen. Sie strich mir über das haar.

"Du hast wirklich schwarzes Haar." Sie strich mein Haar so fest und selbstverständlich, sie fagte das so einfach, io rasch, daß ich sieben Jahre jünger wurde. Ja, Gott segne Oline, sie

war ein gesunder und vernünftiger Mensch. Die große Lampe leuchtete mehr als sonst, und auch Oline schien für mich höher als gewöhnlich; es war so viel zu hoch, viel zu hoch zu ihrem füßen Mund. Ich gab jeden Gedanken auf, daß es diesmal etwas werden wilrde. Ja, es war fogar zweifelhaft, ob es überhaupt einmal etwas werden würde. Mit lebender Einsicht ging ich diesen Abend nach Hause. Hoch hängt es, und sauer ist es . . . Doch wir sollten auch am nächsten Tag Kleider mangeln.

Ja, so blieb mir nichts anderes übrig, als wieder auf eine Konversation auszugehen, die zum siebenten und letzten Mal meinen Bunsch endlich in Erfüllung bringen follte.

"Fahren", sagte ich. "Fahren?"

"Ja, Sonntag, fünf Uhr."

"Um fünf Uhr?"

"Ja, ich nur und du. Pferd."

"Mit Pferd?"

"Ja, Pferd."

Auch Schellengeläute und Schlittenfahrt kann ans Ziel führen. Die Konversation war nun auch in Bang gekommen und der Kuß konnte früher nahen als man nur ahnte.

Um Sonntagnachmittag machte ich mich mit Pferd und Schlitten und in meinem ganzen Staat auf den Weg. Ich hatte eine wundervolle Jacke aus Renntierkalbfell, und um meine Otterfellmütze mit einem großen vierkantigen hutboden flatterten rote Bänder, meine Lappenschuhe waren aus leuchtend weißem Renntierfell, mein Gesicht glühte vor glückseligen Uhnungen.

Der Pfarrherr kam eine lange Pfeife rauchend heraus.

"Jaso, du willst nun zusammen mit einem Mädchen ausfahren."

Der gute Pfarrherr follte meine dufteren Blane nur gefannt haben.

"Und du nimmst dich so wichtig, daß du gerade ein norwegisches Mädchen als Dame haben mußt. Ja, du bist mir noch ein Luftiger."

Ich lächelte unschuldig, und so tam Oline eingehüllt in Pelze und Schale, denn es war fast dreißig Grad kalt.

Wir fuhren davon, ich knallte mit der Beitsche, und das junge Pferd macht sein bestes, wir fuhren immer schneller — Die Aussicht auf einen Kuß — — wie eifrig kann man nicht werden, wenn man nie vorher eine geliebte Oline gefüßt hat.

Wir fuhren dirett aus dem verschneiten Dorf hinaus, hinunter auf das Eis des Flusses, weiter über die weißen Weiten und wieder hinunter auf das Eis des Flusses. Der aufgemirbelte Schnee und die dreißig Grad Ralte machten, daß sich Oline immer mehr in ihre Umbüllung zurückzog — ich sah nichts mehr als ihre Stirne, und nicht ein einziges Wort tam aus diesem Belghaufen. Der Gedanke an einen Ruß hatte mich von Anfang an warm gehalten, doch diese Wärme war schon lange in Frost= wolfen aufgegangen. Ich wurde von untröftlichen Gebanken ergriffen — — das war nun auch ein verzweifelter Einfall von mir — - zu glauben, daß Flußeis und dreißig Grad Kälte die richtigen Mittel zur Wedung einer Rufftimmung fein sollten.

"Oh Gott, wie ift es kalt", fagte Oline.

"Pferd wenden", sagte ich.

Ich versuchte, ihre Hand zu fassen — jetzt oder nie, dachte ich.

"Ralte Hand", sagte ich.

"Ja", sagte sie, und steckte die Hand wieder in den Renntierfellhandschuh.

Wir schlugen nun um. Während wir heimwärts fuhren und gerade auf dem letten Flußstück uns befanden, kam ich auf eine glänzende Idee: der Hügst, der zum Fluß hinunter führt, ist steil, und der Weg macht gerade unter der steilsten Stelle eine Wendung — ich will nun dafür sorgen, daß sich der Schlitten ganz einsach überschlägt — oho — nun hab ich es!

Ich ließ das Pferd in voller Fahrt über den Hügel setzen, und genau im richtigen Augenblick mußte das Pferd die Schwenkung machen: wir überschlugen uns, Oline und ich rollten übereinander in den Schnee, und im Nu hatte ich sie umfaßt — Ruß — in der Berwirrung soll man dies machen, es ist ausgerührtes Wasser, in dem man sischen soll — Ruß

— noch eine Runde — Ruß — Ruß — meine Beine verwickelten sich in den Leinen — aber nur weiter Ruß, Ruß! — Ich spürte einen rasenden Ruck in den Beinen, ich verlor den Halt an Oline und wurde ein Stück durch den Schnee geschleift. Weine Beine rissen sich aus den Leinen, und als ich mich erhob, sah ich das Pferd im vollen Galopp über das Sissehen — in einem rasenden, wilden Galopp. Hier stand ich und dort stand Oline.

Was Oline sagte, was der Pfarrherr sagte, was sie zu Hause bet mir sagten, das will ich still verschweigen, und auch heute noch schweige ich.

Doch ich füßte auf alle Fälle Oline.

Der Scheidungsturm.

Ein französischer Jurist hat vor kurzem bei einem Scheidungsprozeß in Paris den Borschlag gemacht, man solle Cheleute, die sich scheiden lassen wollen, zunächst einmal acht Tage lang getrennt einsperren, in dieser Zeit könnten sie sich die Sache erstens gründlich überlegen und dann doch vielleicht noch Sehnlucht nacheinander bekommen.

Die alten Zürcher faßten das Problem anders an. Sie beschlossen ganz das Gegenteil: Wer sich scheiden lassen wollte, mußte zwangsweise auf Staatstoften für eine Woche ein gemeinsames Turmzimmer mit seinem verhaßten Chepartner bediehen. Und der Erfolg? Acht Tage aufeinander angewiesen, teinen bösen Redereien ausgesetzt, kamen die, die einander bekämpfend in den Räfig gegangen waren, als fanfte Täubchen wieder zum Borschein. Heute noch steht der Turm, in dem solches geschah. Oben am Fenster haben sie gesessen, die feind= lichen Baare, der eine schaute nach Süd, der andere nach Nord, aber es war dieselbe Stadt, die zu ihren Füßen atmete, der See, darunter die Hügel und das Tal der Sihl. Es war wie ein Feiertag, ein kleiner Urlaub, eine Reise, auf der man Rech= nung machte über alles, was bisher geschah. Und am vierten oder fünften Abend, da saß sie nicht mehr gegen Nord und er gegen Süd, sondern sie blickten gemeinsam in eine Richtung, sie standen am gleichen Fenster, sahen auf die Häuser und auf die Menschen herab; man begann die Unfinnigkeiten und Widerwärtigkeiten des Lebens einzubekennen und schämte sich. Es war ja doch albern und lächerlich, dieser kleinen Nichtigkeiten wegen sich gegenseitig das Leben schwer zu machen. Da oben vom Turm sah alles so kleinlich und unscheinbar aus. Hier kam die Einsicht bald zur Welt. Und wenn man dann nach der aufgezwungenen Turmwoche wieder nach Hause ging, Arm in Arm, abends, damit man nicht gleich am ersten Tag wie Wiedergeborene begrüßt wird, dann freute man sich gemeinsam und dankte im stillen den vernünftigen Stadtvätern ob der weisen Einrichtung.

Manches Baar ging aus diesem Turm wie neuvermählt binaus und die Scheidungszahl nahm rapid ab. Der eine Turm wollte nicht mehr genügen und die Stadtwäter erwogen ernstbaft den Plan, auf der anderen Seite der Stadt noch einen Turm errichten zu lassen. Der Altrichter der Stadt, dem die Zuweisungen der Turmzimmer oblagen, hatte selten ein Zimmer zur Berfügung. Oft mußten Paare, die sich scheiden lassen wollten, zu einem späteren Termin vor Gericht erscheinen, weil die Richter zu keiner Scheidungsklage kommen wollten, wenn nicht die Gewähr gegeben war, daß man die beiden sich besehdenden. Gatten in den Turm sperren könnte. Alles ging so in schönster Ordnung. Doch eines Tages sollte dieser schöne Brauch der Jürcher Bürger ein jähes Ende nehmen. Daran waren weder die Scheidungspaare, die damals, den Turm bewohnten, schuld, noch der Altrichter Regli, sondern

zwei junge Leute, die, die Sitten der Stadt mißachtend, die Turmzimmer einer anderen Berwendung zuführen wollten. Eines Tages erschien dei Altrichter Regli im Scheidungsgericht ein junges Paar und bat, geschieden zu werden. Die beiden Leute brachten gegeneinander alles mögliche vor und sprühten derart vor Feindschaft gegeneinander, daß der Richter, der ja von den Berhandlungen her auf verschiedenes gewöhnt war, erklärte, daß auch das Turmzimmer in diesem Fall aussichtslos wäre. Aber einen Bersuch wollte er doch wagen, und so wurden die beiden jungen Leute in den Turm gesperrt.

3mei Tage später schwirrten in der Stadt die wildesten Berüchte. Mitten am hellichten Tag war die Tochter des biederen Wirten hauser aus der Seestraße verschwunden. Sie mar um acht Uhr morgens fortgegangen und seither nicht mehr gesehen worden. Der gesamte Zürcher Polizeiapparat wurde aufgeboten, um das Rind des ehrenwerten Bürgers zu finden. Die Haufer Lotte mar ein großes, fesches Meitli, um die sich schon viele beworben hatten. Aber sie gab sich mit niemanden ab. Irgendwie munkelte man von einer geheimen Liebe, aber was rechtes wußte niemand. Zwei Tage waren schon vergangen, aber noch immer konnte die Polizei nichts in Erfahrung bringen. Bielleicht hätte die Sache noch einige Tage gedauert, wenn sich nicht Altrichter Regli, als er gerade über die Nachforschungen der Polizei las, an das sonderbare junge Paar erinnert hätte, das fich scheiden laffen wollte. Er ließ sich vom Amtsdiener rasch die Schlüffel bringen und besuchte, gegen seine Gepflogenheit, selbst den Turm und die beiden jungen Leute. Und da geschah es, daß sich Bater Regli zum ersten Mal über den Turm ärgern mußte. Denn die beiden jungen Leute, das stellte sich bald heraus, waren die Lotte Hauser und ein Zürcher Student, ihr heimlicher Bräutigam. Beide mußten den Turm, der für fie sechs Tage Glück und Seligkeit bedeutet hätte, schon nach drei Tagen verlaffen. Daß sie darob gar nicht erfreut waren, ist verständlich. Doch ganz zuletzt vollbrachte der Turm noch eine gute Tat. Der Student bekam seine Lotte und die Sochzeit murbe zu einem Bolksfest für die Stadt.

Die diesem Borfall folgende Stadtratssitzung nahm einen bewegten Berlauf. Es wurde beschlossen, den Turm zuzusperren und von nun an der Gerechtigkeit auch in Scheidungsprozessen freien Lauf zu lassen. Der Turm am Limmatquai ist seither versperrt. Die Fenster sind grau geworden vom Wind und Wetter der Jahre, stumm blicken die Zinnen herab und an den Erkern hängt ein Spinnsaden neben dem anderen. Oft blicken Männer und Frauen, junge und alte, den Turm hinauf, zählen die Fenster, die noch ganz geblieben oder beobachten die Schwalben, die hoch oben, im letzten Erker ihr Nest ausgeschlagen haben und den Zürchern ein Borbild glücklichen Familienlebens geben.